

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 281.

Sonntag, den 1. Dezember 1901.

XVI. Jahrgang.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Getrennte Herzen.

Original-Roman von C. Matthias.

„Ich beuge mich Ihrem Willen und werde all meine Erfahrungen und meine ganze Kunst anwenden, um auch ohne das von Ihnen verworfene Mittel unser Ziel, die baldige Heilung zu erreichen. Die Bereitwilligkeit, mit welcher die Patientin sich dem Einflusse meiner Frau unterworfen hat, berechtigt mich zu den schönsten Hoffnungen. Lassen Sie sie unbesorgt bei uns. Sie wird kaum noch Hause verlangen, höchstens nach dem Knaben und erforderlichen Falles.“

„Das Kind ist, wie ich Ihnen schon bemerkt, in Pension bei einem strengen, gottesfürchtigen Manne. Ich würde es ungern aus seinem Verpflegung herausreißen, auch dürfte eine Zusammenkunft mit seiner Mutter in ihrer jetzigen Verfassung umangenehme Eindrücke bei ihm hinterlassen“, bemerkte der Geheimrath.

„Ich dachte nur an den äußersten Nothfall, wenn die nervöse Reizbarkeit der Kranken zunehmen sollte. Jetzt bin ich informiert und hoffentlich bald im Stande, Ihnen die besten Nachrichten zukommen zu lassen.“

„Das warte Gott! Soll ich meiner Tochter Kleider, Gerathschaften, Handarbeiten und dergleichen hergeben? fragte der Geheimrath.

„Vor der Hand nur das Nothwendigste, Wäsche, einige dunkle Gewänder, später werde ich um dieses und jenes bitten, woran ihr Herz hängt. Die Kranken pflegen solche Wünsche von selbst zu äußern, es ist ein erfreuliches Zeichen der schwindenden Gleichgültigkeit, des zurückkehrenden Bewußtseins. Vor der Hand muß Alles ferngehalten werden, was sie an den erlittenen Verlust erinnert.“

„Von Zeit zu Zeit darf ich doch vorsprechen, um mich nach meinem Kinde zu erkundigen, es zu sehen?“

„Täglich, wie es Ihnen beliebt, Herr Geheimrath. Doch gestatten Sie mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß ich ein Gespräch mit der Patientin, um einen Rückfall zu vermeiden, vor Monatsfrist nicht zugeben kann.“

„Ich muß mir die Bedingung gefallen lassen, wiewohl sie mich tief schmerzt. Dagegen erwarte ich, sofort telephonisch benachrichtigt zu werden, wenn sich mit ihr irgend etwas Auffälliges in gutem oder bösem Sinne ereignen sollte.“

Der Arzt versprach es. Nach einigen geschäftlichen Abmachungen, wozu die Vorauszahlung für Pension und Kur gehörte, begleitete er den Geheimen Regierungsrath bis zur Thüre hinaus.

Dieser stieg in den Wagen und bedeutete dem Kutscher, nach der Stadt zu fahren.

Josef zögerte eine Weile. Er konnte nicht begreifen, daß er ohne die verehrte Herrin nach der Stadt zurückkehren sollte.

„Was hat die in dem unheimlichen Hause zu thun?“ dachte er.

„Nun, wird es? Was zauderst Du, Alter?“ rief Herr von Wartenberg ärgerlich zum Schläge hinaus. „Ich habe Eile!“

„Ja so“, meinte der Kutscher kopfschüttelnd. „Das ist ja 'ne nette Ueberraschung.“

Vergerlich schlug er auf die Pferde, daß diese den Wagen donnernd über das holprige Pflaster rissen.

In diesem Augenblicke ereignete sich im Familienzimmer des Arztes eine erschütternde Scene.

Carola, welche der Doktorin in dieses Gemach gefolgt war und dort das Treiben zweier lieblicher, blondhaariger Knaben mit trübem Lächeln beobachtet hatte, vernahm das Rollen des abfahrenden Wagens. Mit einem wilden Sprunge stand sie am Fenster und erkannte das dahineilende Gefährt.

„Er entführt meine kleine Rafaela, er will sie tödten, wie er Edmund umgebracht hat“, schrie sie mit gellender Stimme und riß das Fenster auf, um hinauszuspringen.

So plötzlich auch der Anfall gekommen, hatte die Doktorin doch keinen Augenblick die Geistesgegenwart verloren. Blinkschnell umspannte sie die Gestalt der Irren mit ihren Armen und riß sie in das Zimmer zurück.

Wer nicht wie bei dem Selbstmordversuch auf der Straße beugte sich die Wahnsinnige der Autorität. Ihr gelendes Geschrei rief eine Wärterin, Katharina herbei, sie schlug nach derselben, als diese Hand anlegen wollte. Nur der Kraftanstrengung beider Frauen gelang es, die Wüthende zu bändigen.

Die Knaben hatten zitternd das Zimmer verlassen, die Wärterin preßte die Hände der Tobenden zusammen und zwang sie in einen Sessel.

„Schönen Sie sich, gnädige Frau“, rief die Doktorin in strengem, hartem Tone. „Soll' einen Auftritt in unserem stillen Hause voller Kranken. Was soll Ihr Herr Vater davon denken?“

„Er raubte mir Rafaela, er riß mir das Herz aus der Brust! Er nahm mir Edmund und Curt, Alles, Alles!“

hollte der Rasenden Stimme, die sich gewaltsam von dem Griffe der Wärterin zu befreien suchte.

„Rafaela war nicht hier, beruhigen Sie sich!“

„Ich will zu Rafaela! Lassen Sie mich. Ihre Verführung schmerzt. Zu Hilfe, Edmund, rette mich, stehe mir bei!“

Da öffnete sich die Thüre. Der Doktor trat ein.

„Ruh!“ befahl er mit gewaltiger Stimme. „Lassen Sie die Dame los, Katharina. Sie wird vernünftig und gehorlich sein.“

Die Wärterin gehorchte. Der Doktor trat mit langsamen Schritten auf die Kranke zu, indem er sie mit seinen Augen fixierte, die hinter den glänzenden Brillengläsern Blitze zu

spürten schienen. Vor seinen drohenden und zugleich besänftigenden Blicken froh Carola förmlich in sich zusammen. Zitternd gab sie den Widerstand auf und brach in heftiges Schluchzen aus.

„Arme Mutter“, sprach der Arzt, ihre Hände ergreifend, „stillen Sie Ihren Schmerz und schenken Sie mir Vertrauen. Glauben Sie mir, Sie befinden sich hier unter guten, wohlwollenden Leuten, die Sie retten und heilen werden. Fügen Sie sich in Geduld und erkennen Sie, daß Sie krank sind, schonen Sie sich, damit Sie sich den Ibrigen erhalten, bedenken Sie doch, Sie besitzen noch einen Sohn, — besäßen einen Vatten —“

„Edmund“, flüsterte die Irre, „wo ist er, wo?“

„Werden Sie ganz ruhig, so will ich Ihre Frage beantworten. Jetzt aber dürfen Sie nur an sich selbst denken, an Niemand außer Ihnen.“

„Rafaela“, kam es wieder über die bebenden Lippen der Frau.

„Fragen Sie nicht nach dem todtten Kinde“, sprach der Doktor zu der Kranken. „Ich befehle Ihnen, es zu vergessen, Schlafen Sie, ich will es. Schließen Sie die Augen, Carola, ich befehle Ihnen zu schlafen.“

Langsam und unwiderstehlich drückte er die Augenlider zu, welche wieder zu erheben die Kranke nicht mehr die Kraft besaß; dann strich er leicht über Stirn und Schläfe und berührte mit beiden Händen den Hals bis zur Schulter. Das Weinen legte sich; den Mund leicht geöffnet, begann die Kranke tief und regelmäßig zu athmen, das nervöse Zucken in den Gliedmaßen hörte auf, sie bot das Bild einer ruhig Schlafenden.

Der Arzt winkte seiner Frau und der Wärterin.

„Es ist geschehen“, sagte er erschöpft, die Arme sinken lassend, „wir wollen sie in das Zimmer Nummer 17 schaffen, wo sie zunächst wohnen soll, natürlich mit Gitter und unter Verschluss. Gehen Sie sie auf, Katharina!“

Die Wärterin trug den schwächlichen, leichten Körper ohne sonderliche Anstrengungen nach der bezeichneten Stube; Carola wurde behutsam entkleidet und in ein weiches Bett gelegt, dessen Decke fest an die Ecken der Seitentheile der Matratze geknüpft wurde.

Carola erwachte dabei nicht, sie lag regungslos mit bleichen Zügen und geschlossenen Augen in den Kissen. Sie hörte auch nicht, daß die Gardinen des Fensters zugezogen und befestigt wurden, daß jemand von Außen ein engmaschiges Drahtgitter an das Fenster schraubte. Nachdem die Wärterin Alles mit geräuschloser Hand geordnet, nahm sie abwartend auf einem Sessel am Bett Platz, welcher, wie alle Gegenstände im Zimmer, am Fußboden befestigt war. Auch der Besuch des Doktors erweckte die Kranke nicht — ein weiterer Lohndruckanfall blieb aus. Als sie nach vielen Stunden wieder zu sich kam, war sie still, ganz still geworden. Sie sprach nicht, äußerte keinen Wunsch und fügte sich geduldig allen Anordnungen, mit Aengstlichkeit jeden Umgang und jedes Gespräch vermeidend, dem sie zu folgen offenbar nicht im Stande war.

3

Vater und Sohn.

Um die vierte Stunde desselben Tages zog Edmund von Below die Glocke in dem Hause des Herrn von Wartenberg, welches in der Moosstraße lag.

„Wohin wollen Sie?“ fragte der Portier und musterte mit Remerminie die abgetragenen Kleider des Fremden, welche mit der Jahreszeit in schroffem Widerspruch standen.

„Ich bin herbestellt“, antwortete der Gefragte in grämlich gleichgültigem Tone, „der Herr Geheimrath von Wartenberg ersuchte mich.“

„Befahl Ihnen, wollen Sie sagen. Aber egal. Dann steigen Sie ergebenst die Hintertreppe hinauf. Hier ist der Eingang für Herrschaften.“

„Ich werde hier hinaufgehen oder gar nicht“, entgegnete Edmund gereizt. „Werken Sie sich das.“

„Ranu, so stolz“, brummte der Portier. „Wer sind Sie denn?“ Wie heißen Sie?“

„Das kann Ihnen gleichgültig sein. Ich werde aber erwartet, daß muß Ihnen genügen.“

„Genügt mir eben nicht. Wenn Sie nicht hinten rauf wollen, konzentrieren Sie sich rückwärts. Großen Ihrer Sorte passieren hier nicht.“

Edmund biß sich auf die Lippen. Er war entschlossen, seinen Namen unter keiner Bedingung zu nennen. Wozu auch? Lag dem Geheimrath daran, ihn zu sprechen, warum hatte er dem Cerberus nicht rechtzeitig die nöthigen W. isungen ertheilt? Der Entschluß, hierher zu gehen, war ihm ohnehin schwer genug geworden. Was sollte er hier? Ein Almosen nehmen? Rimmermehr! Das eine allein verhinderte ihn, hier sofort wieder umzukehren. Er konnte hoffen, hier etwas über das Schicksal seiner Kinder zu erfahren. An eine Begegnung mit seiner einstigen Gattin wagte er gar nicht zu denken. Sie hatte ihn ja aufgegeben, wie ihm der Mann gesagt, vor dessen Thüre er Einlaß begehrend stand, sie haßte und verachtete ihn ja — aber die Kinder, die ruhten nichts von seinem Fehl — sie hatte er nicht aufgegeben, als er zum Verzicht seiner Rechte durch den unerbittlichen Schwiegervater gezwungen worden war, sie gehörten noch zu ihm, insbesondere der Knabe mit den blonden Locken und den schwarzen Augen seiner Mutter.

Der Gedanke an den kleinen Kurt festelte seinen Fuß, er trogte der Grobheit des Portiers. Was auch konnte der Mann wissen? Er beurtheilte den Besucher des Hauses nach der Feinheit des Rockes. Der Mann konnte ihn doch nicht beleidigen.

„Sie werden sich Unannehmlichkeiten zuziehen“, wandte er sich nochmals an den mürrischen Patron. „Ich versichere Sie, daß ich von dem Herrn Geheimrath mit Ungeduld erwartet werde. Ich bin der Mann, welcher gestern Frau von Below vor dem Ueberfahrenwerden rettete.“

„Donnerwetter, Sie sind das?“ rief der Pförtner, welcher plötzlich ein ganz verändertes, vergnügtes Gesicht machte. „Der Droschkenfahrer erzählte mir davon. Mensch, warum haben Sie mir das denn nicht gleich gesagt? Und Herr von Wartenberg hat Sie herbestellt?“

„Allerdings, um vier Uhr. Sie sehen ich bin pünktlich.“

„Na, denn nehmen Sie es man nicht übel. Jeder ist seines Lohnes werth und ich bin der Letzte, der Ihnen darum bringen möchte. Warten Sie man ein bißchen. Gleich telephonire ich nach oben.“

So geschah es. „Wird sofort vorgelassen“, lautete der Bescheid aus dem ersten Stocke.

„Bitte, geben Sie gefälligst über den Aufgang für Herrschaften, Marmortreppe mit Blüschläufer“, ersuchte ihn der Portier nun höflich, „und nehmen Sie es man nicht übel, daß ich Ihnen aufgehalten habe.“

In Wartenbergs Wohnung fand Edmund die Aufgangstüre bereits geöffnet. Ein gallonirter Bedienter begleitete ihn in das Empfangszimmer und ließ ihn einzutreten, nachdem er dem eigenthümlichen Gaste die Kopfbedeckung abgenommen und diese mit gespreizten Fingern an den Garderobenhaken des Vorzimmers gehängt hatte.

Below fand Ruhe genug, um sich zu sammeln. Er saß sich in einem mit dunkelgebeiztem Eichenholzgefäße und mit weichen Decken, rothbraunen Teppichen belegtem Zimmer ganz allein. Ein massiver Tisch in der Mitte war mit Papieren und Schreibmaterialien bedeckt, hochlehnige Eichenholzstühle standen um ihn herum.

(Fortsetzung folgt.)

Atelier für künstl. Zähne (naturgetreu) u. Schmerz. Zahnoperationen Friedrichstr. 60, 1. Paul Rehm, Dentist, Sprachs. 9—6 Uhr. 882

Sie kaufen

nicht nur vorübergehend oder bei besonderen Gelegenheiten, sondern

jahraus, jahrein

Unterjacken v. 40 Pf. Unterhosen v. 45 Pf. an.

Normalhemden von 75 Pf. an.

Socken, wolte, gestrickt, von 15 Pf. an.

Frauenstrümpfe, gestrickt, von 35 Pf. an.

Mannsstrümpfe, gestrickt, von 95 Pf. an.

Herren-Westen von Mk. 1.20 an.

Knaben-Westen von 75 Pf. an.

Knaben-Sweaters von 70 Pf. an.

bis zu den besten Qualitäten in bekannter

Güte und reichhaltigster Auswahl.

L. Schwenck, 9 Mühlgasse 9.

Spezialhaus für Strumpfwaren u. Tricotagen.

Gegründet 1873. 6540

Karl Schipper

Hofphotograph

31 Rheinstrasse.

Rheinstrasse 31.

Photographisches Etablissement ersten Ranges

mit mässigen Preisen.

Aufnahmen bei Tages- und Abends bei elektrischem Licht.

8871

Künstlerisch vollendete Ausführung aller aus meinem Atelier hervorgegangenen Bilder;

bei der Aufnahme durch elektrisches Licht keinerlei störende Geräusche.

Aufnahmen ausserhalb des Ateliers bei mässigem Preise.

Personen-Aufzug nach dem Atelier.

Telephon Nr. 485.

Gold-, Silberwaaren

Kein Laden. — Grosses Lager.

und Uhren verkaufe durch Ersparnis hoher Ladenmiete zu äusserst billigen Preisen

Fritz Lehmann, Goldarbeiter,

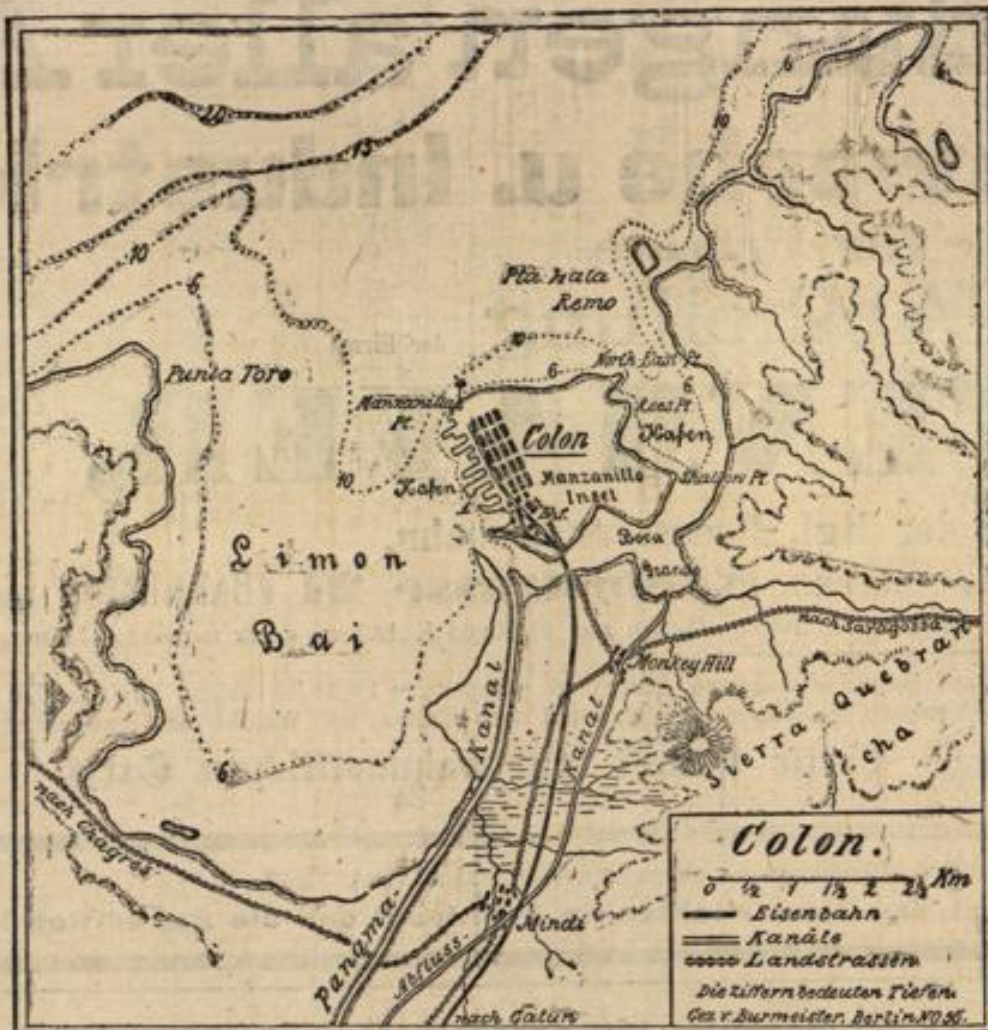
Langgasse 3, 1 Stiege, a. d. Marktstr. Kauf- u. Tausch von altem Gold und Silber. 3553

2. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 281.

Samstag, den 1. Dezember 1901.

XVI. Jahrgang.



Im Operettenkrieg in Central-Amerika steht gegenwärtig der Kampf um Colon im Vordergrund. Die Stadt Colon bildet eigentlich einen Staat für sich, sie ist eine Freistadt, die niemals sich der kolumbischen Herrschaft gern gefügt hat. Sie hat zur Zeit etwa 25 000 Einwohner und liegt auf der vom Festlande nur durch einen schmalen Arm getrennten Insel Manzanillo. Die Stadt ist 1852 von Amerikanern bei Erbauung der Bahn über den Isthmus gegründet worden, hat aber ihre eigentliche Bedeutung erst in dem Augenblicke erlangt, als Bessers die ersten Schritte that, um seinen Panamakanal ins Leben zu rufen. Erst jetzt regte sich mit der stets wachsenden Blüthe der Stadt bei der kolumbischen Regierung auch der Wunsch, sie enger in den kolumbischen Staatsverband einzubeziehen, und so wurde sie unter Aufsicherung völliger Freiheit in den inneren Angelegenheiten schließlich in den kolumbischen Staat einverleibt. Die günstige Lage der Stadt an der schmalsten Stelle ganz Centralamerikas, von der aus es leicht möglich ist, die Nordprovinzen Ko-

lumbiens von dem übrigen Theil des Landes zu trennen, hat bei allen Parteistreitigkeiten von jeher gerade diese Stadt zum Schauplatz der Kämpfe gemacht, und es ist daher durchaus nicht zu verstehen, wie die kolumbische Regierung, die doch bei dem ganzen Kriegsspiel gezeigt hat, daß sie wenigstens eine Ahnung von Kriegsführen hat, sie nicht stärker besetzt hatte. Man müßte denn annehmen, daß auch sie mit ihrem Latein nunmehr zu Ende ist.

* Colon, 27. Sept. (Telegr.) Hier traf ein Eisenbahnzug aus Panama ein, dessen Reisende berichten, Dr. Albana habe mit 300 Mann Regierungstruppen die Brücke bei Barbacoa überschritten und rüde weiter vor. Gegenwärtig sei er in Tabernilla, von wo sich der Rest der Liberalen weiter zurückzieht. Sie geben vor, keine Munition zu haben. Bei den gestern gemeldeten Gefechten an der Brücke von Barbacoa sollen an 100 Conservative gefallen sein, während die Liberalen nur geringe Verluste hatten.

Eine interessante Statistik.

Welche Ausgaben müssen jedem Deutschen im Durchschnitt alljährlich mindestens erwachsen?

		Mk.	
Für Staatszwecke	Heerwesen		75
	Marine		250
	Unterricht		5
	Schuldentilg.		850
	Sonstiges	nach Staats- u. Gemeindegeldgesetz	50
Porto, Telegramme			7
Gütertransport		nach Reichs- u. Landesgesetz	30
Eisenbahnfahrten			9
Wohnungsmiethe			192
Für Lebensmittel	Brot Roggen	144,5 Kg	37
	Weizen	89,8 Kg	29
	Kartoffeln	531 Kg	31
	Fleisch	nach Wurst 39 Kg	45
	Butter, Schmalz	18 Kg	41
	Bier	124,9 Liter	25
Es entfallen somit auf jeden Deutschen im Jahre mindestens			526 Mk

Die folgende Statistik der jedem Deutschen erwachsenden Minimalausgaben im Jahre kann natürlich keinen Anspruch auf erschöpfende Darstellung des Themas erheben. Sie soll eben nur die hauptsächlichsten Punkte klarstellen. Es wäre auch verkehrt, anzunehmen, daß diese Aufstellung auf jeden Einzelnen zutreffen müßte, und daß jemand ein Anrecht darauf hätte, für die einzelnen Positionen nicht mehr anzugeben, wie dieser Statistik nach auf seinen Kopf entfällt. Die Statistik gibt nur an, wie sich die verschiedenen Ausgaben auf den einzelnen Mann durchschnittlich vertheilen. Die Ausgaben an Staat und Commune belaufen sich demnach auf 84 Mark, machen also nach Abrechnung der Wohnungsmiethe etwa den vierten Theil aller sonstigen Ausgaben aus. Die Wohnungsmiethe dürfte mit dem Durchschnittspreis von 192 M. dem Großstädter etwas gering erscheinen. Er darf aber nicht vergessen, daß in den kleinen Orten die Preise wesentlich andere sind.

Auch die zahllosen freien Wohnungen haben diesen Satz sehr herabgedrückt. Was die Post anbelangt, so schreibt jeder Deutsche in der Woche mindestens einen Brief, und kann im Jahre noch immer 3 Telegramme aufgeben, ehe er sein Conto überschritten hat. Auf der Eisenbahn verfährt er im Jahre neun Mal, worüber sich auch Manche wundern dürfte, der sie nur aus Bildern kennt, und darüber, daß er im Jahre für 20 Mark Weihnachtsgeschenke an seinen Fritz beim Militär schicken soll, wird mancher Vater nicht erbaut sein. Was die Zahlen für die Lebensmittel betrifft, so ist mit diesen noch nicht einmal gesagt, daß der Betreffende alles dieses selber verzehren muß, er darf hiervon seinen Viehbestand mit ernähren, ganz gleich, ob er sich nur eine Kugel oder einen Vorrathhof. Nur über den Biergenuß ist er sich selber Rechenschaft schuldig, denn den theilt mit ihm kein Gasthändler. Da wird mancher eine Freude haben, wenn er liest, daß ihm im

Jahre 124,9 Liter Bier zustehen, und die 25 Mark spürt er ja nicht, die gehen so ganz bei kleinem in Zehnpennigstücken fort, so leicht, daß er es kaum merkt, wenn die Endsumme aller Ausgaben dadurch schließlich auf 520 Mark gebracht wird.

Locales.

Wiesbaden, 30. November.

* Reisevergütung an Lehrer. Ein Lehrer aus der Gegend von Osnaabrück sollte in einer Gerichtsverhandlung als Zeuge auftreten und beanspruchte nach stattgehabter Vernehmung Fahrgehalt-Ersatz 2. Kl. Die Gerichtskasse wollte aber nur 3. Klasse vergüten, weshalb der Lehrer reklamierte. Das Antwortschreiben des Gerichts führte aus: Lehrer an Volksschulen nahmen keine derartige Sonderstellung ein, daß ihnen nicht zugemuthet werden könne, mit dem Publikum, das die 3. Wagenklasse zu benutzen pflegt, zusammenzureisen; auch leide die Würdigung, die der Lehrerstand als solcher zu beanspruchen hat, nicht darunter, daß seine Angehörigen bei ihren Reisen die 3. Wagenklasse benutzen. Andererseits dürfe aber, wenn ein einzelner Lehrer nach seinem persönlichen Bedürfnis und Empfinden in einem Falle geglaubt hat, einer höheren, als der 2. Wagenklasse, sich bedienen müssen, ihm der Ersatz der hierfür aufgewendeten Mehrausgaben nicht vorenthalten werden.

* Mainz-Wiesbaden. Der Entwurf für die Umbauten der Eisenbahnanlage der Station Curve, soweit hessisches Gebiet in Frage steht, ist immer noch nicht entgeltig geworden, die Gemeinde Kassel fordert vermehrte und breitere Wegenlagen, bequeme Durchgänge und Durchfahrten. Auf jedes Ansuchen dürfte schon der Kosten wegen eisenbahnseitig nicht eingegangen werden.

* Pech. Vorgestern Nacht war die gesamte Viebrücker Wasserleitung abgelaufen. Trotz Warnung war in einer Villa der Viebrücker-Wiesbadener-Allee der „Hahn“ der Leitung offen geblieben. Als das Wasser wieder in die Rohrleitung kam, gab es eine colossale Ueberschwemmung.

* Frisch bleibendes Brot. In unserem Blatte war jüngst eine Mittheilung enthalten, wonach ein Eltviller Bäckermeister das Geheimniß entdeckt, ein lange Zeit frischbleibendes Brot herzustellen. Die Sache hat die Kunde durch die gesamte Presse gemacht. Jetzt hat eine Aktiengesellschaft in Kaiserslautern das Patent gekauft und will an allen großen Plätzen nach diesem Patent arbeitende Bäckereien einrichten. Auch mit der Seeresverwaltung sind Unterhandlungen im Gange. Der Eltviller Bäckermeister soll eine schöne Summe erhalten haben.

Neu eröffnet! Photographisches Atelier. Empfehle mich zur Anfertigung von Porträts in jeder Ausführung und Größe. Vergrößerungen von Porträts nach jedem Bilde. Auf Wunsch komme auch außer dem Hause ohne bedeutend. Preisermäßigung, nur vorzüglichste Porträts werden geliefert. Gütigen Aufträgen entgegengehend, zeichnet Hochachtungsvoll Ludw. Frölich, Photograph, Bleichstraße 18, 1.

Ther. Cacao

Klein & Weber's Kaffeegeeschäft
Goldgasse 18, empfiehlt:
stets frisch gebrannte Kaffee's
von 80 Pfennig an bis 2 Mark.

Chocolate, Bonbons

Vereine, Herrschaften
kauft praktische
Weihnachtsgeschenke
nur in der
Kölner Arbeiter-Kleider-Fabrik,
Wellritzstrasse 10. 8832

Haar-Ketten
werden geflochten und mit Goldbesatz versehen
9105 **Franz Gerlach, Schwalbacherstr. 19.**

Das Beste gegen
Krusten, Heiserkeit,
Halb- und Brustkatarrh
Siberische- und
Kneipp-Haus,
nur Rheinstr. 59.

Pariser Knopps
Malzextract,
Epiglyzerich, 8982
Sibirische- und
Kneipp-Haus,
Einziges Spezialgeschäft
für naturge-
mäßige Heil- u. Lebensweise.

Vorverkauf
eines
Flügels oder Pianinos
bitte erst das Lager der Flügel- und Pianofortefabrik von
Urbas & Reissauer, Dresden.
Vertreter: **E. Urbas, Wiesbaden, Schwalbacherstr. 2**
Wohnung: Schwalbacherstraße 11, 9020
zu beschäftigen.

Erstklassiges Fabrikat
in unübertroffener Tonfülle und Solidität bei eleganter Ausstattung
Durch Uelparnitz hoher Bodenmiete und kostspieligen Personals
Verkauf zu Fabrikpreisen.
Theilzahlungen, Miethe, Reparaturen, Stimmungen.
Telephon Nr. 549.

Wiesbadener Unterhaltungs-Blatt.

Gratis-Beilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.

Nr. 46

Sonntag, den 1. Dezember 1901.

16. Jahrgang.

Gottvertrauen.

In dunkeln, thränenvollen Stunden,
Wenn ich, gebeugt und sorgenkrank,
Mich der Verzweiflung nah' befunden
Im Lebenssturm fast versank, —
Was hieß verstummen meine Klagen
Auf bess're Zukunft still mich bau'n
Und half mir auch das Schwerste tragen?
Allein das feste Gottvertrau'n!

Wenn mir dereinst zum letzten Schlummer,
Der jedem Staubgebor'nen winkt, —
Entrückt der Erde Leid undummer, —
Das müde Auge niedersinkt, —
Was hebt die Seele zu den Sternen,
Zu Paradieses Wunderau'n
In lichtverklärten Himmelsfern? —
Allein das feste Gottvertrau'n!

Adelaide v. Gottberg-Herzog.

(Nachdruck verboten).

Schneeflocken.

Von Paul Passig (Zinnenau).

„Schneeflocken! Schneeflocken!“ Rothbäckige Tüben und Mädchen, fünf an der Zahl, die sich wie Orgelpfeifen neben einander hätten aufstellen können, stürmten mit diesem Jubelrufe in's behaglich durchwärmte Stübchen, um der Mutter, die eben noch mit Plätten eifrig beschäftigt ist, diese allerneueste Menigkeits zu hinterbringen. Mit einem Aufblick, der eher Sorge als Freude verräth, vernimmt die Mutter die Kunde und läßt sich in ihrer Arbeit nicht weiter stören. Sie denkt an die theuere Feuerung, das Licht, die Kleidung, kurz, an all die Winterbedürfnisse, die den Ausgabe-Etat einer Bürgersfamilie oft schwerer belasten als erwünscht, und fügt sich mit philosophischem Gleichmuth ins Unabänderliche. Unsere fünf aber stürmten in den Wirtschaftsschuppen und entfalten dort eine fieberhafte Thätigkeit im Durcheinanderwerfen aller möglichen Gartengeräthe: Spaten, Rechen, Schaufeln werden bei Seite geschafft, der Hühnerstall wird einer gründlichen Revision unterzogen, der Oberboden, das Waschkhaus durchstöbert — wozu? Die Schlitten gilt's herborzufuchen, die für die Jugend den Inbegriff des Wintervergnügens bilden! Wie prächtig, den steilen Abhang hinunterzufahren, wenn der Ost die Flocken tüchtig durcheinanderwirbelt und Nase und Ohren blau färbt! Die Hautsacke bleibt aber das Umwerfen, und ein rechter Junge sinnt schon während der Fahrt auf allerlei Lücken, wie er dem Nachbar diese höchste Lust bereiten kann! Endlich sind drei der Schlitten zur Stelle, und hinaus geht's mit Hurrah, um die allerneueste Bahn zu probiren. Ober, o weh, es ist erst eine gar dünne, wässrige Schicht, die den Erdboden bedeckt, und jeder Tritt läßt schwarze Spuren zurück. Unterdessen kommt Max, der Dreizehnjährige, herbeigesprungen und hält triumphirend seine Galifox in die Höhe. Schwapp! fühlt er etwas Nasses im Nacken. Erschreckt wendet er sich um und sieht eben noch, wie Willy, der neckische Quartaner um die Ecke verschwindet. „Wenns nur noch den

ganzen Tag und die Nacht darauf so fortschneit“, bemerkt Paul, der unternehmungslustige Quintaner, und breitet seine Arme gegen die immer dichter fallende Schneeflocken aus, „dann bauen wir morgen einen Schneemann, so dick und groß, wie der Herr Direktor!“

„Und eine lange Pfeife muß er auch in den Mund bekommen!“ ergänzt Friedchen.

„Und wie wärs mit dem Stod in der Hand?“ wirft die Mutter ein, die eben an der Thür erscheint, um die Blumentöpfe ins warme Zimmer zu holen.

„Recht zum Melancholisch werden!“ seufzt Rentier Petermann, am Fenster sitzend und sich dichter in den wärmeren Schlafrock hüllend, indem er das Zeitungsblatt sinken läßt und kopfschüttelnd in die wirbelnden Flocken hinausschaut. Da klopft es. „Herein!“

Mit tiefem Bückling tritt Fritz Ohnesorg, der ewig heitre Zigarro des Städtchens, ein, überall gern gesehen wegen seiner klassischen Bitate, und schickt sich an, auf dem mißvergnügt dreinschauenden Antlitz des Rentiers seines verschönernden Amtes zu walten.

„Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber!“ beginnt er, indem er Petermanns Antlitz kühnlich einseift. Ein unverständliches Knurren ist die Antwort. Und weiter geht's, bis das Werk vollbracht ist, während dessen der Rentier regungslos wie eine Bildsäule verharrt.

„Soll das Werk den Meister loben, dann betrachten Sie sich gütigst im Spiegel!“ fährt der Barbierkünstler fort und hält mit vollendeter Grazie dem Rentner einen Taschenspiegel vor.

„Au, Au!“ ruft dieser im Vorbeugen aus und schnellst, wie von der Ratter gestochen, zurück, unwillkürlich mit der Rechten nach den Beinen fahrend. „Das verfl. . . Zimperlein!“

Ohnesorg bemüht sich diensteifrig, noch ein paar wärmende Decken herbeizuholen und die Beine des Patienten zu umhüllen.

„Bedaure unendlich, Herr Petermann“, meint er mit-leidsvoll, „und wünschte gute Besserung. Im Uebrigen: der Mocher hat seine Schuldigkeit gethan, der Mocher kann geh'n!“

Und hinaus ist er mit einer graziösen Verbeugung, der Rentner mit seinen trüben Gedanken sich selbst überlassend. Ja, dazu hatte dieser auch allen Grund. Denn während der lauen Frühlings- und sonnigen Sommertage ging's ja noch ganz erträglich, und die Morgen- und Nachmittags-spaziergänge bekamen dem Geplagten vorzüglich und vertrieben ihm zugleich die Langeweile, die oft tödlich auf ihm lastet. Aber damit ist's nun vorbei, und er ist ins Haus gebannt und muß zusehen, wie die heftigen Gichtschmerzen sich immer häufiger einstellen und immer unerträglicher wurden! Und draußen rieselten unaufhörlich die Flocken durcheinander. Mit einem verdrießlichen „Miserable Welt das!“ vertieft sich der Demit-leidenswerthe aufs Neue in sein Zeitungsblatt, im Innern den ersten Schnee und die ganze, winterliche Jahreszeit in den tiefsten Höllengrund verwünschend.

„Prächtiges Wetter!“ meint schmunzelnd Samuel Weik, Inhaber eines Pelzwaarengeschäfts in der Residenzstraße Nr. 3 zu seinem Radennachbar, dem Wollwaarenhändler Andreas

Fröhlich, der eben im Begriffe ist, die zur Schau aushängenden wärmenden Kleidungsstücke vor dem dicht herabfallenden Schnee in Sicherheit zu bringen.

„Wird auch Zeit, daß 's Geschäft etwas auflebt“, erwidert dieser. „Der rosige, milde, schneearme Winter hat vieles verdorben!“

„Sobiel Schneeflocken, sobiel Markstücke“, ergänzte Samuel Veit, „meinetwegen möchte es das ganze Jahr hindurch schneien.“

„Stimmt“, meint der Nachbar, „aber nur für uns beide!“

Um die Ecke am Waldeesäume biegt ein ärmlicher Krankenfahrstuhl, von einem halberwachsenen Mädchen gefahren. Eine bleiche Frau in bürgerlicher Kleidung sitzt drin, und ihr einziges Töchterlein ist es, das, ärztlicher Anordnungen gemäß, die leidende Mutter Tag für Tag ausfährt in die ozonreiche, erquickende Waldluft. Das wäre das Einzige, hatte der theilnehmende Arzt hinzugefügt, was der armen Schwindsüchtigen noch einige Lebenshoffnung erwecken könnte. Die Kranke war, im Gegensatz zu ihren Leidensgefährtinnen, im Grunde ihres Herzens eigentlich gar nicht so erpicht darauf, noch recht lange ihr einsames, freudloses Dasein fortzuführen, seit ihr Gatte bei einem Neubau verunglückt und der einzige, hoffnungsvolle Sohn im Kriege gefallen war. Was sollte sie also noch auf der Welt? Ihr Elschen hatte es ja ohne sie so gut bei der Baronin, die ihr bereitwillig erlaubt hatte, täglich ihr krankes Mütterchen hinauszufahren in den düstigen Wald. Nun hatte sich der Himmel plötzlich verfinstert, und leicht wirbelten die ersten Flocken durch die kühle Luft.

„Siehst Du, Else“, flüsterte die Kranke mit matter Stimme, „nun wird's bald vorbei sein mit dem Ausfahren in diesem Jahre und vielleicht — für immer!“

„Ach, Mutter, warum nur immer so traurige Gedanken!“ erwiderte Else, vorsichtig den Wagen den Abhang hinunter geleitend. „Sie, dann fahren wir in den Straßen, wenn's hier draußen nicht mehr geht. Denn gesund mußt Du wieder werden, der Arzt hat's ja gesagt, und dazu gehört vor allem frische Luft“ . . .

Sie konnte nicht weiter sprechen, denn der böse Husten, der plötzlich, wie so häufig in der letzten Zeit, die Kranke heinzufuchen begann, nahm ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Endlich hatte sich die Mutter erholt.

„Gesund werden?“ nahm sie das Gespräch wieder auf. „Ja, das glaube ich wohl, aber“ . . . Und ihre magere Hand deutete nach oben, während Else der todkranken Mutter die vom Fieber gerötheten Wangen streichelte.

Nun ging's in's Städtchen hinein, und bald waren beide im behaglich durchwärmten Stübchen angelangt. Else bettete die Kranke auf ihr Lager und schickte sich dann an, am Ofen die stärkende Suppe zu bereiten.

„Siehst Du, Elschen“, sagte die Mutter mit matter Stimme, mit der Hand zum Fensterweisend, vor dem die Flocken noch immer ihren munteren Tanz aufführten, „siehst Du, wenn der Schnee fällt, dann kommen mir immer die Menschenkinder in den Sinn, die den Blumen im Herbst, dem fallenden Laube gleichen. Und die Schneehülle — was ist sie anders als das weite Leichentuch, das eine unsichtbare Hand über die Schöpfung breitet? Und wir alle, heute ich, morgen Du“ . . .

Die Kranke kam nicht weiter. Ermattet sank sie in die Kissen zurück, vom Ofen aber klang es wie leises, verhaltenes Weinen . . .

„'n Tag, Ede, wie geht's, wie steht's, wat meenste nanu?“

Ein handfester Arbeiter in blauem Kittel redete mit diesen Worten seinen Kollegen an, mit der Hand nach oben zeigend.

„Wat ich meene? Nur runter, nur runter, ihr weißen Vögelschen“, erwiderte der Angeredete, sich den frischgefallenen Schnee von den Ärmeln klopfend, „dann jieht's wie'e: Arbeit beim Schneeschippen und Brod für die Kleenen daheim! Und Du, Lude?“

„Haben uns aufs Rentiren jelegt, det bringt man immer am merchten in“, war dessen prompte Antwort. „Mach's umjehert wie Du: bin im Sommer Schneeschippen und im Winter Erntearbeiter. Jieht man ooch, 'n Tag, Ede!“

Und verschwunden war er in der nächsten Destille, während der andere stillvergnügt, unverwandt nach oben blickend,

von wo immer dichtere Schneewolken zur Erde sanken, seines Weges weiterging.

Am Fenster steht die junge Frau, ihr einziges Rindchen, ein etwa dreijähriges behendes Vöckelköpfchen auf dem Arme. Immer dichter und dichter fallen die schweren, wolligen Flocken zur Erde, oder wirbeln in nettschem Spiele wild durcheinander. Mit großen Augen beobachtet Fredi das seltsame Treiben, und wenn einmal ein heftiger Windstoß eine weiße Schneewolke gegen die Fensterscheiben peitscht, dann schlägt er vergnügt die dicken, rosigen Händchen in einander, „Mama, Mama, was ist das?“ ruft er dabei jubelnd aus. Und die Mama erzählt ihrem Liebling von der guten Frau Holle, die den fleißigen Spinnerinnen so hold ist — — —

„Schneeflocken wirbeln um und um,
Im Garten blüht die Weihnachtsblum',
Frau Holle fährt im Dorf herum —
Schnurre, Mädchen, schnurre!
Bemerkst sie wo noch einen Schein,
Frau Holle hält und schaut hinein,
Die munter dreh'n belohnt sie fein —
Schnurre, Mädchen, schnurre!“

Und dann erzählt sie, wie Frau Holle alljährlich um diese Zeit die Bettchen ausschüttelt, daß die Federn nur so umherfliegen — — —

„Im engen Gemach ist's traulich und nett,
Die Nacht ist still und verschwiegen
Frau Holle schüttelt ihr Federbett,
Die Flocken wirbeln und fliegen . . .“

„Aber warum das, Mutter?“ fragte der Kleine. „Doch wohl, damit sich's drin besser liege?“ antwortet die Mutter. „Aber für wen schüttelt denn Frau Holle das Bettchen aus?“ „Für wen anders als für das kleine, liebe“ — „Christkindchen, Christkindchen!“ unterbricht Fredi die Mutter und klatscht in die Händchen. „Gewiß, mein Liebling“, ergänzt die Mutter, „denn das kommt ja nun bald für die artigen Kinder!“ und Fredi versinkt in ein träumerisches Nachdenken, und in seiner Phantasie erstehen beim Anblicke der wirbelnden Flocken mit einem Male all die goldenen Bilder vom lieben, süßen Christkindlein und vom strahlenden Lichterbaume mit seinen süßen, glänzenden Herrlichkeiten und vom bunten Pflerbuche und vom großen Schaufelsperde und vom lieben, kleinen Schwesterlein, das so still und bleich im weißen Kleidchen unter dem Lichterbaume schlief — für immer! Und dabei ist das Kindlein selbst, das Köpflein an der Mutter Wange gelehnt, eingeschlafen. Da tritt der Vater in's dämmernde Gemach und schüttelt die Flocken vom Mantel, sich an dem stillen Glück seiner Lieben erfreuend. Des einen Leid des andern Freud! denkt er dabei . . . Und zu welchen gehörst Du, freundlicher Leser?

(Nachdruck verboten.)

Die Pfälzerin am Hofe Ludwig XVI.

Historische Skizze von E. Vely (Berlin.)

Wer anders, als Elisabeth Charlotte, die Enkelin des Winterkönigs, die Heidelbergerin, verheirathet an den Bruder Ludwig XIV., den Herzog von Orleans kann damit gemeint sein. Das liebenswürdige, frohgemüthete Pfälzerkind, das mitten im Luge und Verderben am Hofe des Sonnenkönigs, des'sches Wesen und Empfinden nicht verleugne! Politisch war die Heirathsvermittlerin gewesen — und Ludwig XIV. leitete aus dieser Verbindung hernach die kriegerischen Unternehmungen her, die er gegen die Pfalz richtete und die die Zerstörung des wundervollen Heidelberger Schlosses herbeiführten. Nie sah Elisabeth Charlotte ihre deutsche Heimath wieder, aber sie unterhielt den engsten Briefwechsel mit allen Verwandten. Täglich schrieb sie stundenlang und diese Briefe, geistvoll, originell, treuherzig und auch genügend klatschhaft — wie konnte es anders möglich sein? sind ein werthvoller Commentar über das Leben am Hofe von Versailles geworden. „Elislotte“ war bei den Verwandten und Freunden ihr Kosenamen. Am hannoverschen Hofe bei ihrer Tante, der Kurfürstin Sophie, wo sie als Kind mehrere Jahre zubrachte, hatte sie noch eine andere Bezeichnung „Kauschenpietienknechtchen“, den ihre Wildheit ihr eingetragen hatte. — Mit dieser Tante, der Freundin von Leibniz, sympathisirte sie am meisten und korrespondirte sie wöchentlich zweimal. Und ein

Wiedersehen mit ihr gerade wurde ihr durch einen günstigen Zufall gestattet, die Kurfürstin Sophie von Hannover kam nach Frankreich. Sie reiste unter dem Namen einer „Frau von Osnabrück“ um den vielfachen Ceremonien überhoben zu sein. Die geistvolle und scharf beobachtende Frau hat selber diese Reise geschildert. Bei dem noch existirenden Manuscript liegt ein Zettel von Leipzig Hand, auf dem er ihren Stil „einfach, aber von wunderbarer Kraft, ja erhaben“ nennt. Mit der Herzogin von Mecklenburg und ihrer Tochter, der späteren ersten Königin von Preußen, kam sie in Maubuisson, einer Abtei, deren Abtissin ihre Schwester war, an und hier wurde sie von Liselotte überrascht.

„Um unbemerkt ins Kloster zu gelangen, befanden wir uns Alle in Reisefleidung und waren sehr erstaunt zu hören, daß der Herzog von Orleans und seine Frau, wie auch die Mademoiselle mit ihrem ganzen Hofstaat da wären.“ Monsieur und Madame waren die Titel des Herzogspaares, als Geschwister des Königs, Mademoiselle wurde die Stieftochter der Herzogin genannt, deren Verlobung mit dem König von Spanien damals stattfinden sollte. Dies erste Wiedersehen erzählt die Reisende unverständlich: „Als wir in den Thorhof kamen, sah ich die Herzogin von Orleans und Mademoiselle mit aller Schnelligkeit mir entgegen laufen; kaum konnte ich den Wagen verlassen, um ihnen gegenüber meine Pflicht zu thun. Die gute Herzogin umarmte mich vor Freude weinend und hielt mich fortwährend in ihren Armen. Nur einen Augenblick ließ sie mich frei, damit ich Mademoiselle begrüßen konnte, während sie Frau v. Harling, welche ihre Gouvernante gewesen war, herzlich küßte.“ Man kann sich denken, wie bewegt das erste Kauschenplattensnechtchen war, sich den Trümmern der glücklichen Jugendzeit wieder gegenüber zu sehen. „Als dann“, heißt es weiter, „stellte sie mich dem Herzog von Orleans vor, welchen ich mit meiner Schwester, der Abtissin, an der Pforte des Klosters fand. Dieser Fürst empfing mich auf die angenehmste Weise von der ganzen Welt und bezeugte mir, als habe er mich sein ganzes Leben lang gekannt. — Madame blieb die Nacht in Maubuisson, wo sie den folgenden Tag mit meiner Schwester und mir speiste. Nach dem Diner setzten wir uns in den Wagen, um nach Paris zu fahren. Um der Frage des Vortritts aus dem Wege zu gehen, waren wir übereingekommen, daß Madame sich zuerst in das Zimmer ihrer Kinder begäbe und ich zu Monsieur ginge, wo sie mich treffen würde, und daß man sich ohne Umstände in seinen Wagen setze. Sie nahm ihren Platz neben Madame von Mecklenburg und ließ meine Tochter neben mir sitzen, weil dieselbe nicht rückwärts fahren konnte, ohne krank zu werden. Ich war sehr erstaunt, daß die Pferde von Madame so langsam gingen — sie hatte gut befohlen: „Fahrt schneller!“ Das diente zu nichts und sie sagte mir, daß der Stallmeister von Monsieur verpflichtet wäre, die Pferde für eine gewisse Summe zu unterhalten, und daß er sie zu schonen suche.“

Im Palais Royal, wo Elisabeth Charlotte wohnte, machte der Herzog liebenswürdig der hannoverschen Tante die Honneurs. Er interessirte sich besonders für Edelsteine, zeigte seinen Besitz und gab nach Betrachtung des Schmuckes des Wäges den Rath, sie neu nach der Mode fassen zu lassen. Nachdem die Kurfürstin als Frau v. Osnabrück, also inkognito, der Verlobung und einer Theatervorstellung beigewohnt, — ihr eigener Hof galt in Deutschland als Muster von vornehmer Etikette und als hoch interessant betreffs der Vergnügungen und geistigen Genüsse, — ging sie Abends noch zu ihrer Nichte, der Herzogin Elisabeth Charlotte.

Sie fand sie im Schlafrock und ihren Gemahl in der Nachtmütze, welche mit einem feuerrothen Bande geschmückt war. Er putzte die Edelsteine für sich, seine Gattin und Kinder. Sie half ihm dabei und ironisirte: „Nachdem ich ein Werk von solcher Wichtigkeit gethan, konnte ich mich zurückziehen, um ruhig zu schlafen.“

Interessant ist, was die Kurfürstin von einer Begegnung mit Ludwig 14. sagt, der der Tante seiner Schwägerin seine Hochachtung bezeugen wollte:

„Nach dem Diner kam Madame und sagte mir, daß der König mir seinen Besuch machen würde. Die Grande Mademoiselle von Monsier kam auch dahin. Die Herzogin von Orleans setzte sich auf ein Tabouret und wir thaten das Gleiche. Einige Zeit nachher trat der Dauphin ein; ich erhob mich und näherte mich ihm, aber er sagte kein Wort. Ich hatte gut reden, — er antwortete nur Ja oder Nein, so oft ich auch das

Thema wechselte. Ich war sehr froh, als man meldete, daß der König käme. Madame und ich gingen Seiner Majestät entgegen. Er sagte ganz laut:

„Ich komme nicht zu Ihnen, Madame, mein Besuch gilt Frau von Osnabrück.“ Er fragte zuerst, ob die Königin nicht da wäre, um mir zu verstehen zu geben, daß sie seiner Meinung nach da sein sollte — aber ihr Stolz hatte ihr das nicht erlaubt. Nichts ließ mich in den Manieren und der Redeweise des Königs vergessen, daß er einer der höflichsten Fürsten der Welt ist. . . Auch in dem Lobe meiner Tochter erging sich der König, indem er meinte, sie sei hübsch; er hätte sagen können, daß sie viel Geist habe.“ Aber das Heirathsprojekt, welches Liselotte wohl mit der Tante gehegt, die Prinzessin Sophie Charlotte dem französischen Dauphin zu vermählen, realisirte sich nicht. Die Hannoveranerin reiste denn auch bald ab. Liselotte nahm thränenreichen Abschied und sah sie nicht wieder. Lebhaft blieb der Briefwechsel. Die deutsche Fürstentochter fühlte sich zwischen dem Formenzwange, den Nichtigkeiten, dem Leichtsinne, die sie umgaben, bis ans Ende beengt. — Sie trug, was sich nicht ändern ließ. Auf ihre eigene Ehe wirft ein Ausspruch einer heirathslustigen Dame Licht: „Das sacrement vom ehstandt muß ihr trefflich wohl gefallen, drey männer nach einander zu nehmen; andre finden, daß sie genug ab einem gehabt haben.“ — Und ihrer deutschen Gesinnung blieb sie treu bis ans Ende: „Aber warum hat herzog Christian das Französich mit dem Teutschen gemischt? ein teutscher herzog sollte alle seine devisen auff teutsch haben, undt es löst nicht mehr, zu sagen „Alles mit Gott“ als „tout avec Dieu“! Das seindt aber teutsche galanterien, frembte sprachen einzu mischen.“

Das zukünftige Wachsthum Berlins nach Charlottenburg hinaus, dem Lustschloß ihrer Cousine, prophezeit sie schon am 24. Mai 1705:

„Weillen Berlin undt Charlottenburg so nahe sein, wirdt es vielleicht mitt der zeit nur eine statt werden.“

Aus ihrer leber- und trinklustigen Heimath war ihr manches Verslein im Sinn geblieben, das durch sie, als Volkslied noch lebt, in der Pfalz selber aber vielleicht schon vergessen ist. „So laßet das wäßer der gänsen drank sein, Jedermann, jedermann drinket gern wein. Die batern ahn Nedat undt über dem Rhein, Sie haben viel wäßer undt drinken undt drinken den wein.“ Und ein anderes, das aus Volksmund hinauf gedrungen war zu dem Prinzesslein im Heidelberger Schloß:

„Ich und mein Cathringen wir gingen zu dem bier,
Ich undt mein Cathringen wir drunten ein maß oder vier;
Ich undt mein Cathringen wir gingen zu dem wein,
Ich undt mein Cathringen wir drunten ein maß oder neun.“
Derb, wie deutsche Heimathsliebe, war sie immer geblieben, und ehrlich dazu und einmal schreibt sie aus dem Rokokogetändel des französischen Hofes, müde und angewidert der überhand nehmenden Leichtfertigkeit gegenüber: „for gesellschaft, da deng ich nit mehr, bin zu nachdenklich dazu geworden.“

„Nachdenklich“ ist sie immergewesen, die tapfere Liselotte, das Kauschenplattensnechtchen, das über a.e Gräben sprang. Sie war freilich auch ein Kind ihrer Zeit und der Mensch hing erst beim Baron für sie an. Aber am Hofe des galantesten Königs hatte sie eine Ausnahmestellung, sie war eine Frau, die „man achtete“.

Gesundheitspflege.

Ueber die Verbreitung von Krankheitserregern durch Geschirr, Messer und Gabeln spricht Professor v. Esmarck in der „Hygienischen Rundschau“; er führt u. A. aus: In der Reinigung der nöthigen Gebrauchsgegenstände wird von unseren Hausfrauen noch viel gesündigt, „und doch steht es fest, daß gerade ihnen vielfach die Rolle der Krankheitsübertragung zufällt.“ Esmarck infisirte eine Gabel mit Tuberkelbazillen, legte sie darauf 5 Minuten in heißes Wasser von 50 Grad und wuschte sie dann mit einem trockenen Tuche ab. Die Keime waren trotzdem noch so lebensfähig, daß man ein Thierchen damit tödtlich infigiren konnte. Um die beste, alle Keime tödtende Reinigungsmethode zu finden, stellte Esmarck verschiedene Versuche an. Er brachte dem Hande von Wassergläsern verschiedene Bakterien bei, ließ sie abtrocknen und reinigte die Geräthe dann nach allgemein üblichem Brauche, d. h. ließ sie mit kaltem Wasser spülen und dann mit einem trockenen Tuch poliren. Die Untersuchung ergab, daß noch zahlreiche Keime am Hande des Glases saßen. Selbst heißes Wasser von 50 Grad konnte sie nicht

vernichten. Nur wenn die Geräte fünf Minuten darin liegen bleiben, gingen die Keime ein. Da kochendes Wasser den Gläsern, Bestecken usw. indessen schadet, experimentirte der Gelehrte weiter. Seine Versuche brachten ihn auf Soda, und er empfiehlt nun eine Mischung von 20 Grad Soda auf 1 Liter 50 Grad heißes Wasser, dieselbe tödtet innerhalb einer Minute alle Bakterien an Gläsern, Bestecken und Geschirr. Esmarck verlangt, daß diese Reinigungsart zwangsweise in Restaurationen und Hotels eingeführt werden solle, da hier die Gefahr, durch einen Vorgänger in der Benutzung des Bestecks zu erkranken, besonders groß ist.

Für Haus und Herd.

Das äußere der Lampen muß täglich gut gereinigt werden, weil sich Ausschweißungsflüssigkeit bildet, die beim Anfassen Lampen die Hände beschmutzt, wodurch unangenehme Flecken entstehen. Aber auch besonders im Innern müssen Petroleumlampen stets gründlich gereinigt werden, damit genügender Zug vorhanden ist, sonst ist die Leuchtkraft beeinträchtigt. Die Doffnung zwischen Stellschraube und Brenner muß reingehalten, und Docht und Brenner von allen kohigen Resten befreit werden. Um helles Licht zu erzielen und das Flackern der Flamme zu verhüten, thue man etwas Kochsalz oder Kampfer in das Petroleum.

Um Regenschirme lange zu erhalten, stelle man nachgewordenen Schirm zum Abtropfen mit dem Griff auf die Erde, und zwar geschlossen, jedoch nicht geschnürt. Erst nachdem er genügend abgetropft ist, darf er zur völligen Verdunstung der Feuchtigkeit aufgespannt werden. Stellt man ihn mit der Spitze auf den Boden, so leidet das Gestell derart von der Nässe, daß ein baldiges Rosten und Brechen der Stäbchen die unvermeidliche Folge ist.

Unverbrennbare Papiere und Pappen. 40 pCt. Papierstoff, 10 pCt. Maun, Eisenvitriol oder wolframsaures Natrium, 10 pCt. Graphit, Ruß oder ein anderer Farbstoff, 25 pCt. Asbest werden gemischt. Man fügt ein Sechstel der eingetragenen Masse Natron-Wasserglas zu, worauf man den Stoff über die Papiermaschine gehen läßt. Die fertigen Papiere überzieht man nach dem Trocknen auf beiden Seiten mit einem Anstrich von Wasserglas.

Gold- und Silberschmuck zu putzen. Man legt die Schmuckgegenstände einige Minuten in Salmiakgeist, wodurch sich der Schmutz sofort löst, wäscht sie dann mit lauwarmem Wasser rein und trocknet sie in heiß gemachten Sägespähnen unter fleißigem Schütteln ab, worauf man den Schmuck mit einem feinen Bürstchen vollkommen rein macht.

Zum Reinigen von tuchenen Rodtragen dient mit 10 Theilen Wasser verdünnter Ammoniak, wodurch die schmutzigen Stellen gebürstet werden.

Die Citrone resp. deren Saft ist ein vorzügliches Mittel bei chronischen Halsaffektionen und bei Schnupfen; zu diesem Behufe schlürft man den Saft der ausgepreßten Frucht aus der Handhöhle durch die Nase nach dem Munde zwei bis dreimal in kleinen Zwischenräumen; immerhin gehört zu dieser Prozedur einige Übung, der man sich mit kaltem Wasser befleißigen muß, denn dieses in der Weise alle Morgen bei dem Zahnputzen angewendet, soll ein gutes Vorbeugungsmittel gegen Schnupfen und Halsentzündungen sein.

Kalte Hände. Eine viel gehörte Klage ist die: Ach, was habe ich kalte Hände! Ach, wie friert mich an den Händen! Als Grund dient meist dafür eine Anomalie der Blutvertheilung im Körper. Vorübergehende Hilfe bietet das Massieren, das gegenseitige Reiben und Beklopfen der Hände, Handturnübungen. Energetische Hilfe bietet aber auch das „Dämpfen der Hände“, d. i. das Halten derselben über einen Topf mit ganz heißem Wasser, wonach die Hände in etwas ganz kaltes Wasser getaucht werden müssen. Nur muß besonders bei dieser Behandlung im Auge behalten werden, ob nicht andere Ursachen von dem Kaltsein der Hände vorliegen, als z. B. Erfrieren derselben in früheren Zeiten.

Räthsel - C d r e.

Wortkette.

Unter Zugrundelegung des Wortes Burgfriede sollen 15 dreisilbige Wörter gebildet werden, wobei jedes folgende als Anfangsilbe, die Schlußsilbe des vorhergehenden Wortes erhält. Das letzte Wort erhält zur Schlußsilbe die erste Silbe des gegebenen Wortes, also „burg“, so daß eine geschlossene Wortkette entsteht. Die Wörter bezeichnen: Eine niederländische Stadt, eine Ameisenart, einen englischen Dichter, einen Maler, eine geographische Bezeichnung, eine italienische Stadt, eine italienische Stadt, eine spanische Provinz, eine Stadt in Schlesien, eine Sundainel, eine Stadt am Schwarzen Meer, eine Stadt in Italien, ein ausländischer Herrschertitel, eine Antilleninsel und eine Stadt in Schweden.

Diamanträthsel.

```

      a
    b c c
  c c c c c
g h h i l l i
l l l m m w n n
o o o o o o r
r r r r r
  f t t
    t

```

Werden die Buchstaben der obenstehenden Figur richtig geordnet, so nennt die wagerechte und senkrechte Mittellinie gleichlautend eine Hauptstadt in Europa. Die erste und letzte Reihe besteht aus nur je einem Buchstaben. In anderer Reihenfolge bezeichnen die übrigen Wörter: einen Berg in Deutschland, einen Beamten, eine griechische Göttin, einen Nebenfluß des Rheins, ein Attribut eines Herrschers und eine Bezeichnung für Reichtum.

Füllräthsel.

```

. ura .
. nle .
. rru .
. ole .
. rur .
. cie .
. bur .
. orn .
. ise .

```

Die Punkte sollen durch Buchstaben ersetzt werden, so daß Wörter entstehen, deren Anfangs- und Endbuchstaben nacheinander gelesen zwei Musikinstrumente nennen. Die Wörter bezeichnen aber in anderer Reihenfolge: ein Schiffsgeräth, eine Waffe, ein Musikinstrument, ein Gebirge, eine Stadt in Hannover, ein schädliches Insekt, eine mythologische Gestalt, eine Stadt in Bolivia, ein Name mehrerer Sultane.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Buchstabenquadrat.

```

I m m e r m a n n
A m s t e r d a m
N e m s c h e i d
F r i e s l a n d
S u b e r m a n n
S p i t z m a u s
H e r r e n a l b
H e l g o l a n d
D e r s t e i n

```

Citatenräthsel.

Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen.
Goethe.

Silbenräthsel.

Eintracht, Apsel, Wellworm, Anderken, Diener, Furchtsamkeit, Finkernitz, Detlev, Zimmermann, Deutlichkeit, Scheutung, Herkommen, Zensur, Niederwald, Mals, Eintommen, Eduard, Chotolade.

Ein Appell an die Furcht findet im deutschen Herzen niemals ein Echo.
Bismarck.

Rebus.

Muth hat mehr Hilfsquellen gegen Leid, als Verstand.

Rotationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil Bommert in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Wilhelm Joerg in Wiesbaden.